

Als Deutschland Weltmeister wurde – und wir vom Frieden träumten

Kindheitserinnerungen zum Gedenktag des heiligen Johannes Paul II.

22. Oktober 2026 · Joachim Cavicchini



Heute – eine Erinnerung

Heute haben wir in der Heiligen Messe des heiligen Papstes Johannes Paul II. gedacht. Dabei kamen mir Erinnerungen an meine Kindheit, an eine Zeit voller Aufbruch, Begeisterung und Hoffnung. Erinnerungen, die mich noch heute zum Schmunzeln bringen – und zugleich ein wenig schwermütig stimmen.

Denn wenn ich an die Jahre 1989 und 1990 zurückdenke, frage ich mich, was eigentlich aus jener grossen Hoffnung auf ein friedliches, gemeinsames Europa geworden ist.

Und während ich darüber nachdachte, fiel mir eine kleine Geschichte ein. Sie handelt von der Fussballweltmeisterschaft 1990, meiner Mutter, einer Nähmaschine – und davon, wie damals sogar die Soziale Marktwirtschaft an ihre Grenzen stiess.

Als selbst die Soziale Marktwirtschaft an ihre Grenzen kam

Ich war damals noch ein Kind. Von den grossen politischen Zusammenhängen verstand ich nicht besonders viel. Aber eines hatte ich durchaus mitbekommen: Im Osten Deutschlands herrschte die Planwirtschaft, bei uns im Westen die Soziale Marktwirtschaft.

Und natürlich wussten wir im Westen, welches das bessere System war!

Aus dem Osten hörten wir Geschichten von langen Wartezeiten auf ein Auto, von leeren Regalen und davon, dass man nicht einmal selbstverständlich Bananen kaufen konnte. Während man bei uns einfach ins Geschäft ging und kaufte, was man brauchte, musste man dort auf vieles warten.

So einfach stellte ich mir damals jedenfalls die Unterschiede zwischen den beiden deutschen Staaten vor.

Doch dann kam der Sommer 1990. Und plötzlich zeigten sich auch bei uns im Westen die Grenzen der Sozialen Marktwirtschaft.

Aber der Reihe nach.

In Italien fand die Fussballweltmeisterschaft statt. Und natürlich fieberte ich mit unseren deutschen Fussballhelden mit. Mit Jürgen Klinsmann, Andreas Brehme, Lothar Matthäus und vor allem mit dem lieben Rudi Völler, der im Spiel gegen die Niederlande von Frank Rijkaard angespuckt worden war.

Was für eine Aufregung!

Spiel um Spiel kamen unsere Helden weiter. Die Begeisterung wuchs. Und schliesslich standen sie tatsächlich im Finale gegen Argentinien.

Am 8. Juli 1990 war es so weit: Andreas Brehme verwandelte einen Elfmeter, Deutschland gewann mit 1:0 und war Fussballweltmeister!

Natürlich wollte auch ich mitfeiern.

Die Menschen strömten auf die Strassen. Autos fuhren hupend durch die Stadt, überall wurde gejubelt, gesungen und gelacht. Wir waren mittendrin.

Es war eine Begeisterung, wie wir sie bis dahin kaum erlebt hatten. Fast ein bisschen so, wie wir es von den Bildern und Erzählungen aus dem Osten kannten, als dort wenige Monate zuvor die Mauer gefallen war und die Menschen auf den Strassen gefeiert hatten.

Und selbstverständlich gehörte zu einer solchen Feier auch eine Deutschlandfahne.

Nur hatten wir bis zum Halbfinale keine.

Also musste eine her. Schliesslich lebten wir im Westen, in einer Sozialen Marktwirtschaft. Da konnte man doch einfach in ein Geschäft gehen und eine kaufen.

Dachte ich jedenfalls.

Doch weit gefehlt!

Deutschlandfahnen waren ausverkauft. Nicht einmal für Geld war noch eine aufzutreiben.

Da hatten wir es also: Ausgerechnet im Augenblick unseres grössten Triumphs stiess auch die viel gepriesene Soziale Marktwirtschaft an ihre Grenzen!

Was nun? Sollten wir etwa warten, bis der Staat für ausreichend Deutschlandfahnen gesorgt hatte?

Meine Mutter dachte gar nicht daran.

Sie kaufte schwarzen, roten und goldenen Stoff, setzte sich an ihre Nähmaschine und nähte kurzerhand selbst eine Deutschlandfahne.

Problem gelöst.

Vielleicht war das meine erste praktische Lektion in Sozialer Marktwirtschaft und das Subsidiaritätsprinzip: Nicht bei jeder Schwierigkeit nach dem Staat rufen. Manchmal braucht es einfach ein bisschen Eigeninitiative, handwerkliches Geschick und eine Mutter, die mit der Nähmaschine umgehen kann.

Damals allerdings interessierte mich diese wirtschaftspolitische Erkenntnis herzlich wenig.

Ich freute mich über unsere Fahne, über den Weltmeistertitel und über die Menschen, die gemeinsam feierten.

Erst viel später wurde mir bewusst, wie aussergewöhnlich dieser Sommer eigentlich gewesen war.

Denn Deutschland war noch gar nicht wiedervereinigt. Die Berliner Mauer war zwar bereits gefallen, doch die staatliche Einheit sollte erst am 3. Oktober 1990 vollzogen werden.

Und trotzdem feierten die Menschen in Ost und West bereits gemeinsam. Die Freude war schneller als die Politik.

Zwei Männer in Strickjacken

Wenige Tage nach dem deutschen WM-Sieg trafen sich Helmut Kohl und Michail Gorbatschow im Kaukasus. Die Bilder gingen um die Welt: zwei Männer in Strickjacken, die gemeinsam spazieren gingen.

Der deutsche Bundeskanzler und der sowjetische Präsident. Noch wenige Jahre zuvor hatten ihre Staaten verschiedenen Machtblöcken angehört, die sich mit Atomwaffen bedrohten. Nun sprachen die beiden über die Zukunft Europas.

Es ging um die Wiedervereinigung, die NATO-Mitgliedschaft und die Sicherheitsinteressen der Sowjetunion. Es waren schwierige Verhandlungen, in denen auch handfeste Interessen eine Rolle spielten. Doch sie fanden in einer Atmosphäre statt, in der persönliche Nähe möglich wurde.

Mich fasziniert daran etwas sehr Menschliches. Politik ist nicht nur die Kunst, Interessen durchzusetzen. Sie ist auch die Kunst, Beziehungen zu ermöglichen.

Kohl und Gorbatschow mussten nicht in allem einer Meinung sein. Aber sie mussten bereit sein, den jeweils anderen als Gesprächspartner ernst zu nehmen.



Der Papst und der Kommunist

Noch bemerkenswerter erscheint mir eine Begegnung, die wenige Monate zuvor stattgefunden hatte. Am 1. Dezember 1989 empfing Johannes Paul II. Michail Gorbatschow im Vatikan.

Ein polnischer Papst und der mächtigste Vertreter des sowjetischen Kommunismus: Der eine hatte die kommunistische Herrschaft in seiner Heimat erlebt. Der andere versuchte, dieses System zu reformieren.

Sie sprachen über Menschenrechte, Religionsfreiheit, Abrüstung und die Zukunft Europas. Johannes Paul II. warb für ein Europa, das mit zwei

Lungen atmet – der östlichen und der westlichen. Gorbatschow griff den Gedanken auf.

Beide wussten, dass eine Zukunft des Friedens nicht allein von politischen und wirtschaftlichen Strukturen abhängen konnte. Es brauchte auch eine ethische Grundlage des Zusammenlebens.



Hatte der Kapitalismus wirklich gewonnen?

Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme schien für viele auch der Wettbewerb der Wirtschaftsordnungen entschieden: hier die Planwirtschaft, dort die Marktwirtschaft.

Doch Johannes Paul II. war vorsichtiger. In seiner Enzyklika *Centesimus annus* von 1991 erkannte er die Leistungen von Unternehmertum, Eigentum und wirtschaftlicher Freiheit an. Zugleich warnte er davor, den Menschen auf seine Rolle als Produzent oder Konsument zu reduzieren.

Vielleicht haben wir 1989 die Freiheit gewonnen, aber später zu wenig darüber nachgedacht, wofür wir sie nutzen wollen.

Die selbstgenähte Fahne meiner Mutter erinnert mich daran: Eine gute Gesellschaft lebt nicht nur vom Staat und nicht nur vom Markt. Sie braucht Menschen, die Verantwortung übernehmen – füreinander und für das Gemeinwohl.

Wo ist das Vertrauen geblieben?

Wenn ich heute an 1989 und 1990 zurückdenke, frage ich mich, was aus der damaligen Hoffnung geworden ist. Gorbatschow sprach vom gemeinsamen europäischen Haus. Johannes Paul II. davon, dass Europa mit zwei Lungen atmen müsse. Heute ist von dieser Zuversicht erschreckend wenig übrig geblieben.

Ich möchte diese Frage ausdrücklich als jemand stellen, der im Westen Deutschlands aufgewachsen ist. Haben wir nach 1989 vielleicht zu selbstverständlich angenommen, dass unsere Vorstellungen von Demokratie, Freiheit und Marktwirtschaft überall als einzig richtige Antwort gelten müssten?

Was im Westen als Sieg der Freiheit gefeiert wurde, konnte anderswo auch als Niederlage, Demütigung oder Verlust empfunden werden. Haben wir diese Erfahrungen ausreichend ernst genommen?

Besonders deutlich wurde der Vertrauensverlust in der Frage der europäischen Sicherheitsordnung. Für viele mittel- und osteuropäische Staaten war die NATO-Mitgliedschaft eine Absicherung ihrer Unabhängigkeit. Aus russischer Sicht konnte dieselbe Entwicklung als wachsende Bedrohung wahrgenommen werden.

Haben wir diese russischen Befürchtungen zu schnell abgetan? Oder haben wir umgekehrt zu wenig erkannt, wie sehr die russische Führung selbst wieder in Einflusszonen und imperialen Ansprüchen dachte? Vermutlich gehört beides zu einer ehrlichen Auseinandersetzung.

Besonders beschäftigt mich die Maidan-Revolution von 2013 und 2014. Für viele Ukrainerinnen und Ukrainer war sie Ausdruck ihres Wunsches nach Freiheit, demokratischer Mitbestimmung und einer stärkeren Orientierung an Europa. Sie war nicht einfach eine westliche Erfindung.

Zugleich unterstützten westliche Politiker die Protestbewegung öffentlich und nahmen Einfluss auf die politischen Entwicklungen. Ich vermute, dass die russische Führung darin nicht nur eine demokratische Bewegung im Nachbarland sah, sondern auch einen Versuch des Westens, seinen Einfluss auszudehnen. Ähnlich dürfte sie westliche Unterstützung für russische Oppositionskräfte wahrgenommen haben.

Diese Wahrnehmung ernst zu nehmen heisst nicht, die Darstellung der russischen Regierung zu übernehmen oder ihre Handlungen zu rechtfertigen. Russlands Krieg gegen die Ukraine und die Unterdrückung politischer Opposition haben das Vertrauen selbst schwer beschädigt. Und die Ukraine hat ihre eigene Geschichte, ihre eigene Stimme und das Recht, ihre Zukunft selbst zu gestalten.

Aber wir sollten uns fragen, ob wir so sehr damit beschäftigt sind, unsere eigene Position zu begründen, dass wir kaum noch wahrnehmen, wie unser Verhalten beim anderen ankommt.

Rechtliche Regeln sind unverzichtbar. Doch das Recht allein schafft noch kein Vertrauen. Ein Gericht kann entscheiden, wer im Recht ist. Es kann nicht erzwingen, dass zwei Menschen wieder miteinander leben wollen.

Vielleicht ist es mit Staaten ähnlich. Haben wir Verträge geschlossen, Institutionen aufgebaut und Strategien entworfen – aber zu wenig in Beziehungen investiert?

Frieden beginnt nicht damit, dass einer seine Position aufgibt. Er beginnt dort, wo Menschen wieder bereit werden, die Perspektive des anderen wahrzunehmen.

Was hat die Liebe mit dem Frieden zu tun?

Johannes Paul II. hat sich intensiv mit der menschlichen Liebe beschäftigt. In seiner Theologie des Leibes verstand er den Körper als Ausdruck der Person und ihrer Fähigkeit zur Beziehung. Der andere Mensch ist kein Gegenstand, über den ich verfügen darf. Er besitzt eine eigene Würde und Freiheit.

Natürlich sind Staaten keine Ehepaare. Doch vielleicht verbindet die persönliche und die politische Friedensfähigkeit eine Grundhaltung: Der andere darf nicht bloss Mittel für meine Zwecke sein.

Wo wir nur noch gewinnen, kontrollieren und besitzen wollen, geht Beziehung verloren. Wo wir die Freiheit des anderen anerkennen, wird Gemeinschaft möglich – ohne dass alle Unterschiede verschwinden müssen.

Demokratie, Föderalismus und Soziale Marktwirtschaft leben auf ihre Weise von derselben Einsicht: Macht muss begrenzt, Verantwortung geteilt und menschliche Initiative ermöglicht werden.

Die Freude war schneller als die Politik

Vielleicht denke ich deshalb heute, am Gedenktag Johannes Pauls II., wieder an jenen Sommer 1990 zurück. An die Fussballhelden, die hupenden Autos, die Fahnen – und an meine Mutter an der Nähmaschine.

Als Kind habe ich mich einfach gefreut. Heute sehe ich in dieser Erinnerung auch die Hoffnung, dass Menschen Grenzen überwinden und wieder gemeinsam feiern können.

Ich möchte die Vergangenheit nicht verklären. Nicht alle erlebten die Wiedervereinigung als ungetrübtes Fest. Und die Gegenwart ist nicht mit 1990 gleichzusetzen.

Doch vielleicht sollten wir uns heute weniger auf die Frage konzentrieren, wer am Ende Sieger sein wird, und stärker darauf, wie eine Zukunft aussehen könnte, in der Menschen wieder miteinander leben können.

Frieden braucht Gerechtigkeit. Aber er braucht auch Begegnung, Vertrauen und Menschen, die selbst Verantwortung übernehmen.

Als Kind habe ich mich 1990 darüber gefreut, dass Deutschland Weltmeister geworden war. Heute wünsche ich mir, dass wir wieder lernen, gemeinsam den Frieden zu feiern.

Nicht als Sieg der einen über die anderen. Sondern als gemeinsame Zukunft.

Quellen und Hinweise

Johannes Paul II., Centesimus annus (1991), besonders Nr. 35 und 42:
https://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_01051991_centesimus-annus.html

National Security Archive, Gesprächsprotokoll Gorbatschow – Johannes Paul II., 1. Dezember 1989: <https://nsarchive.gwu.edu/document/28344-document-24-transcript-gorbachev-john-paul-ii-meeting-vatican-city-december-1-1989>

Persönliche Kindheitserinnerungen sind als solche wiedergegeben;
politische Deutungen und Vermutungen sind als Fragen formuliert.